

Unverkäufliche Leseprobe aus:

O'Connor, Joseph

Die wilde Ballade vom lauten Leben

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erster Teil

SCHIFFE IN DER NACHT

1981 – 1987

EINS

Lassen Sie mich von jemandem erzählen, den ich im Oktober 1981 zum ersten Mal gesehen habe, als wir beide siebzehn waren. Einem nervigen, charmanten und strotzintelligenten Jungen, dem besten Gefährten überhaupt, wenn man einen Tag vertrödeln und verdisputieren will. Er hieß Francis Mulvey.

Im Lauf der Jahre sind so viele Sinfonien der Halbwahrheit über Fran hinaustrumpet worden, dass ich zögere, mich dem Geschnatter anzuschließen. Unautorisierte Biographien, eine Doku in Spielfilmlänge, Profile, Fanzines, Blogs und Newsgroups. Laut meiner Tochter ist eine Filmbiographie mit dem Thai-Schauspieler Kiatkamol Lata als Fran im Gespräch, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie das funktionieren soll. Sie fragt sich, wer dann ihren Daddy spielt. Lass mal, sage ich ihr. Fran würde mich in seiner Lebensgeschichte nicht mehr haben wollen. Und er hat die entsprechenden Anwälte, wie ich aus teurer Erfahrung weiß.

Heutzutage lebt mein ehemaliger Glimmertwin zurückgezogen, für die Medien ein »einsiedlerischer Songschreiber und Produzent«, als gehörte »einsiedlerisch« zum Berufsbild. Man kennt das neueste Foto von ihm – es ist unscharf und fünf Jahre alt. Er wohnt mit seinen Kindern Obamas erster Amtseinführung bei und scherzt mit der First Lady. Ich erkenne ihn kaum.

Er sieht fit, gepflegt und wohlhabend aus, sein Smoking wird mehr gekostet haben als mein Hausboot.

Aber der junge Fran war im Herzen ein Halbweltler, er fühlte sich wohler in Jacken aus einem Secondhandladen in Luton, der Stadt, wo das Schicksal uns miteinander bekanntgemacht hat. Dreißig Meilen von London entfernt, im leichtindustriell geprägten Bedfordshire, besaß Luton einen Flughafen, Autofabriken und ein permanent im Bau befindliches Einkaufszentrum, verfügte aber auch, so mein Bruder im Scherz, über eine eigene Zeitzone – »um die zweite Mondlandung herum sind die Uhren stehengeblieben«. Für mich ist es mein Heimatort, die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, doch genau genommen waren wir Zuwanderer. Geboren bin ich in Dublin als zweites von drei Kindern. 1972, als ich neun wurde, zogen wir im Anschluss an eine Familientragödie nach England. Die Nachkriegs-Wohnsiedlungen in Luton waren zwar Fertigbau, aber es gab Parks und dahinter Felder, wo mein Bruder und ich uns gern aufhielten. Meine Eltern verstanden sich mit den Nachbarn in der Rutherford Road, die ich als taktvoll und freundlich in Erinnerung habe. Zugegeben, es war kein heißes Pflaster, aber jedes Land hat seine Lutons: Orte mit unbestreitbaren Attraktionen, unbestreitbar vor allem dadurch, dass im Umkreis von dreißig Meilen sonst nichts ist. Man findet sie in Deutschland, Nordfrankreich, Osteuropa und tausendfach in den Vereinigten Staaten. Aus Italien kenne ich sie nicht, aber es gibt sie bestimmt auch dort. Ganze Landstriche Belgiens sind ein einziges Luton. Für unser Luton gilt vor allem, dass es ein *gutes* Luton war, besser als zum Beispiel Malibu es je hingekriegt hätte. Mir brachte es schöne und schwierige Zeiten. Es gab viel Leerlauf, während wir nach unserer selbstgebastelten Pfeife tanzten. Ich neige dazu, meine Jugend in die Zeit vor und nach Fran aufzuteilen. Vor

ihm war es eine Reihe Schwarzweißbilder. Mit ihm bekam Luton Farbe.

Ich habe gehört, er schminkt sich nicht mehr, legt noch nicht mal mehr Rouge auf. Als ich Francis in den achtziger Jahren am College kennenlernte, trug er bei den Vorlesungen mehr Lippenstift und Wangenrot als Bianca Jagger im Studio 54. Außer im Fernsehen hatte ich noch nie einen Mann mit Lid-schatten gesehen, ein unheimliches Rotviolett, das er auf Streifzügen durch Bühnenbedarfsläden aufgetan hatte. »Das nehmen die für Mörder und Huren«, erklärte er mit der Unbekümmertheit desjenigen, dem beide vertraut sind.

Er fiel mir im ersten Monat am College auf. Klar, er war auch schwer zu übersehen. Eines Morgens bekam ich mit, wie er im Oberdeck des 25er Busses die Schaffnerin bat, ihm ihren Handspiegel zu leihen – eine ernst blickende Jamaikanerin um die fünfzig, die von lockerem Umgang mit Lutons Studenten wenig hielt. Nach dem Spiegel wurde sie dann noch um ein Kleenex gebeten, auf das er einen Lippenstiftkuss drückte, bevor er ihr beides zurückgab. Es ist bezeichnend für Frans als Verletzlichkeit zum Ausdruck kommende Treuherzigkeit, dass ihm niemand die Zähne einschlug.

Wer war dieses Gespenst? Wo kam er her? Unter meinen Kommilitonen kursierten Theorien über sein Geburtsland. China war dabei, ebenso Laos und Malaysia. Merkwürdigerweise erinnere ich mich nicht, dass jemand Vietnam vorgeschlagen hätte, sein vor langer Zeit verlassenes, tatsächliches Heimatland. Fest stand, dass er als Kind von Leuten in Südyorkshire adoptiert worden war, fabelhaft aussah und nicht viel redete. Viele deuteten seine Schweigsamkeit als Sucht nach Aufmerksamkeit und ignorierten ihn bewusst. Bei uns gab es wie an jedem College im Umkreis einer größeren englischen Stadt Studenten und Lehrer unterschiedlicher ethnischer Herkunft, doch

Fran war in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlich. Man hatte das Gefühl, er wusste, dass es ihn nur einmal gab, ein bedrohliches Signal für jede Gruppe. Ich nehme an, es ist auch für den Signalgeber stressig. Der Pfau prunkt vielleicht aus Angst oder purer Langeweile und wünscht seine Betrachter sonst wohin. Fran hatte kein Selbstbewusstsein. Vom Showabziehen war er himmelweit entfernt. Das Passendste, was mir einfällt, ist »Würde«. Und mit Würde muss man in England vorsichtig sein, sonst sieht es noch aus, als ob man sich ernst nimmt.

An beleidigende Bemerkungen erinnere ich mich nicht. So lief das selten. Aber es gab ein bestimmtes leises Lachen und verdrehte Augen, besonders bei den Jungs; sie waren nicht direkt feindselig, sie wollten nur klarstellen, dass Fran nicht so aussah wie man selbst, falls jemandem das wider alle Wahrscheinlichkeit entgangen war. Fran sah aus wie niemand sonst.

Er hatte ein Zimmer, und keiner wusste, wo. Vielleicht in Legrave. Farley Hill. Es hieß, er hätte Freunde an der Universität Reading, und das allein verlieh ihm die Exotik des Großstädtlers. Wir in der windgezausten Abgeschiedenheit der Fachhochschule meiner kleinen Stadt fühlten uns von Readings Himmelhunden in den Schatten gestellt. Sie sofften Rheinwein, gingen ins Puff und schossen sich – hussa! – mit Vorderladern die Doktorhüte vom Kopf, während wir am Ufer des Lea vor uns hin schäumten.

Theater, Film und Englisch waren Frans Fächer am College. Meine waren Soziologie und Englisch. Dad warf mir vor, Soziologie hätte ich belegt, um ihn zu ärgern, und ganz unrecht hatte er nicht. Zusätzlich hatte ich mich für griechisch-römische Zivilisation eingeschrieben, da alle Erstsemester drei Fächer »brauchten« und ich mich, nachdem ich zweimal *Ben Hur* im Fernsehen gesehen hatte, im Besitz hinreichender Grundkenntnisse wähnte. Außerdem fiel mir nichts anderes ein. Das

College bot auch Musikwissenschaft an, aber auf die Idee wäre ich nicht gekommen. Ich hämmerte seit meinem vierzehnten Geburtstag auf einer spanischen Ibanez-Gitarre herum und brachte ein oder zwei anständige Beatles-Riffs zustande, aber die Geheimnisse der Musik zu studieren erschien mir sinnlos, Knallkopf, der ich damals war. Ich schwärmte für die Patti Smith Group. Nicht ein Studierter dabei. Schwer vorstellbar, dass Patti Smith dasaß und dachte, cis-Moll wird mit vier Kreuzen geschrieben. Wozu hätte sie das wissen müssen?

Fran zu beobachten wurde mein Hobby. Es gibt schlimmere Beschäftigungen. Ich sehe ihn noch da im Hörsaal mit den dreihundert Plätzen, immer irgendwo hinten, oft mit Zigarette im Mund. Eine Zeitlang gab es eine Freundin, eine traurig schöne Punkfrau. Nachmittags schauten sie sich in der Studentenbar – für uns »The Trap« – wortlos Kunstbücher an und bestellten Crème de Menthe Frappé, kein übliches Studierendetränk in Luton. Paddy, der nette Barmann, produzierte das dafür nötige gestoßene Eis, indem er die Brocken aus dem Gefrierfach in eine Plastiktüte packte und sie mit seinen Nagelschuhen platttrat. Vor Weihnachten war das Mädchen aber nicht mehr da, zumindest wurde sie nicht mehr vorgeführt. Nach Neujahr war dann eine andere an Frans Seite, ein Soul-girl, das angeblich Technisches Zeichnen studierte. Man sah sie abends Hand in Hand auf den Sportplätzen, zwei Schwarzdrosseln im Schnee, der wochenlang den Campus bedeckte. Dann kam ein Junge. Das Getuschel war vorauszusehen. Meiner Erfahrung nach können junge Leute ausgesprochen konservativ und leicht zu beunruhigen sein, weit weniger tolerant als die Alten. Fran war nicht ganz freiwillig ein Einzelgänger. Und das anzuprangern steht mir nicht zu, denn ich habe selbst keinen Kontakt zu ihm gesucht, sondern mich lieber aus der Ferne faszinieren lassen.

Er schrieb Beiträge für die Zeitung der Studentengewerkschaft. Die fand ich sonderbar, ansprechend und sehr, sehr gewagt. Joy Division hatten kurz nach dem Selbstmord ihres Sängers Ian Curtis die Compilation *Still* herausgebracht. Fran nannte das Cover des Albums in seiner Besprechung »leichen-grau«. Für mich war das nah an der Grenze, aber auf der falschen Seite. Zum Glück nur vorübergehend zeichnete er seine Beiträge mit »Franne«, wohl wegen der elisabethanischen Note. Offenbar gefielen ihm die melancholischen Balladen von Downland und Walter Raleigh, denn ein Artikel dazu erschien unter seinem Namen. Dieser ungewöhnliche, intelligente Junge hatte eine brutale Kindheit durchgemacht. Ich weiß nicht, wie er das überlebt hat. Viele Jahre nachdem wir uns kennenlernten gab er – in seinem, wie sich zeigen sollte, letzten Fernseh-interview – einige biographische Details preis.